



Zwei und dreißigster Jahrgang.

47.

Donnerstag, am 23. November 1848.

Erklärung der Menschenrechte.

Ein Aktienstück des demokratischen Kongresses.

1) Der Zweck jedes politischen Gemeinwesens ist die Wahrung der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menschen, und die Entwicklung aller seiner Fähigkeiten.

2) Die wichtigsten Menschenrechte sind die, für die Erhaltung seiner Existenz und seiner Freiheit zu sorgen.

3) Diese Rechte stehen allen Menschen gleichmäßig zu, wie groß auch die Verschiedenheit ihrer körperlichen und geistigen Kräfte sei.

Die Gleichheit der Rechte ist von der Natur eingesetzt; die Gesellschaft, weit entfernt, ihr Eintrag zu thun, wahrt sie bloß gegen den Mißbrauch der Gewalt, welcher sie untergräbt.

4) Die Freiheit ist die jedem Menschen zukommende Macht, nach seinem Gutdünken alle seine Fähigkeiten anzuwenden; sie hat zur Richtschnur die Gerechtigkeit, zur Schranke die Rechte der Anderen, die Natur zur Grundlage und das Gesetz zur Schutzwehr.

5) Das Recht, sich friedlich zu versammeln, das Recht, seine Meinungen durch die Presse und

auf jede andere Art kundzugeben, sind so notwendige Folgerungen aus dem Grundgesetz der menschlichen Freiheit, daß das Bedürfnis, sie zu verkündigen, das Dasein des Despotismus oder die frische Erinnerung an dieselben voraussetzt.

6) Das Eigenthum ist das Recht jedes Bürgers, nach seinem Belieben den ihm vom Gesetz verbürgten Antheil an Gütern zu verwenden.

7) Das Eigenthumsrecht ist, wie alle Rechte, begränzt durch die Verpflichtung, die Rechte Anderer zu achten.

8) Es kann weder der Sicherheit, noch der Freiheit, noch der Existenz, noch dem Eigenthum unserer Nebenmenschen Eintrag thun.

9) Jeder Handel, der dieses Prinzip verletzt, ist wesentlich unerlaubt und unsittlich.

10) Die Gesellschaft ist verpflichtet, für das Auskommen aller ihrer Mitglieder zu sorgen, sei es nun, daß sie ihnen Arbeit verschafft, oder daß sie den Arbeitsunfähigen Existenzmittel sichert.

11) Die unentbehrlichen Hilfsmittel für Diejenigen, dem das Nöthigste fehlt, sind eine Schuld dessen, der Ueberfluß hat. Das Gesetz hat die Art der Abtragung dieser Schuld zu bestimmen.

12) Die Bürger, deren Einkünfte nicht das zur Bestreitung ihres Unterhaltes Nöthige übersteigen, sind nicht verpflichtet, zu den öffentlichen Ausgaben beizutragen; die Anderen müssen dieselben in gesteigertem Verhältniß, je nach dem Betrag ihres Vermögens übernehmen. (Progressive Einkommensteuer.)

13) Die Gesellschaft muß mit allen ihren Kräften die Fortschritte der allgemeinen Bildung befördern und den Unterricht allen Bürgern zugänglich machen.

14) Das Volk ist souverän; die Regierung ist sein Werk und sein Eigenthum, die Beamten sind seine Diener. — Das Volk kann seine Regierung beliebig ändern und seine Bevollmächtigten abberufen.

15) Das Gesetz ist der freie und feierliche Ausdruck des Volkswillens.

16) Das Gesetz muß für Alle gleich sein.

17) Das Gesetz kann nur verbieten, was dem Gemeinwesen schädlich ist und nur gebieten, was demselben nützt.

18) Jedes Gesetz, welches die unverjährbaren Rechte des Menschen verletzt, ist durchaus ungesetzlich und tyrannisch, es ist kein Gesetz.

19) In jedem freien Staate muß das Gesetz hauptsächlich die öffentliche und persönliche Freiheit gegen die Gewalt der Regierenden sicher stellen. Jede Einrichtung, welche nicht das Volk als gut und die Behörden als bestechlich voraussetzt, ist fehlerhaft.

20) Kein Theil des Volkes kann die Macht des ganzen Volkes ausüben; aber der Wunsch, den er ausspricht, muß beachtet werden als der Wunsch eines Theiles des Volkes, welcher zum allgemeinen Willen beizutragen hat. Jede Abtheilung des versammelten Souveräns muß das Recht haben, ihren Willen mit vollständiger Freiheit auszusprechen; sie ist durchaus unabhängig von allen eingesetzten Behörden und befugt, ihre Berathungen selbstständig zu ordnen und zu überwachen.

21) Alle Bürger sind zu allen Aemtern zulässig, ohne einen anderen Unterschied, als den der Tugenden und der Talente, ohne einen anderen Rechtsanspruch, als das Vertrauen des Volkes.

22) Alle Bürger haben ein gleiches Recht, zur Ernennung der Bevollmächtigten des Volkes und zur Bildung der Gesetze beizutragen.

23) Damit diese Rechte nicht bloßer Schein und die Gleichheit nicht ein Trugbild sei, muß die Gesellschaft ihre Beamten besolden, und dafür sorgen, daß die Bürger, die von ihrer Arbeit leben, den öffentlichen Versammlungen, wohin das Gesetz sie beruft, beiwohnen können, ohne ihre eigene oder ihrer Familie Existenz zu gefährden.

24) Jeder Bürger muß gewissenhaft der Obrigkeit und ihren Agenten gehorchen, wenn sie die Organe oder die Vollzieher des Gesetzes sind.

25) Aber jede Handlung gegen die Freiheit, gegen die Sicherheit oder das Eigenthum eines Menschen, der von irgend Jemandem, selbst im Namen des Gesetzes, außer den gesetzlich vorgeschriebenen Fällen und Formen, begangen wird, ist willkürlich und nichtig; schon die Achtung vor dem Gesetze verbietet, sich ihr zu fügen; und wenn sie gewaltsam vollzogen werden soll, so ist es erlaubt, sie mit Gewalt zurückzuweisen.

26) Das Recht, an die Inhaber der Staatsgewalt Bittschriften zu richten, steht Jedermann zu. Diejenigen, an welche sie gerichtet sind, müssen über den Inhalt derselben erkennen, aber sie können die Ausübung dieses Rechtes niemals verbieten, beschränken oder bestrafen.

27) Der Widerstand gegen die Unterdrückung folgt nothwendig aus den allgemeinen Menschenrechten.

28) Der ganze Gesellschaftskörper ist unterdrückt, wenn ein einziges seiner Glieder unterdrückt wird. Jedes Glied ist unterdrückt, wenn der Körper unterdrückt wird.

29) Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, so ist Empörung das heiligste Recht und die unumgänglichste Pflicht für das Volk und für alle seine Theile.

30) Wenn einem Bürger der Schutz der Gesellschaft mangelt, so tritt er in den Naturzustand zurück, selbst alle seine Rechte zu verteidigen.

31) In beiden Fällen ist der sogenannte „gesetzliche Widerstand“ gegen die Unterdrückung nur der spitzfindigste Kunstgriff und die schlaueste Maske der Reaktion.

32) Die öffentlichen Aemter sind weder als

Auszeichnungen, noch als Belohnungen anzusehen, sondern als Pflichten gegen den Staat.

33) Die Vergehen der Beamten müssen streng und schnell bestraft werden. Niemand kann sich für unverleglicher ausgeben, als die anderen Bürger.

34) Das Volk hat das Recht, alle Handlungen seiner Bevollmächtigten zu kennen; sie müssen ihm genaue Rechenschaft ablegen und sich achtungsvoll seinem Urtheil unterziehen.

35) Die Menschen aller Völker sind Brüder, und die verschiedenen Völker sollen sich gegenseitig nach Kräften unterstützen, wie Bürger eines Staates.

36) Wer eine Nation unterdrückt, ist der Feind aller Nationen.

37) Diejenigen, welche ein Volk bekriegen, um die Fortschritte der Freiheit zu hemmen und die Rechte der Menschen zu vernichten, müssen überall verfolgt werden, nicht wie gewöhnliche Feinde, sondern wie Mordmörder und rebellische Räuber.

38) Die Aristokraten, die Tyrannen, wer sie auch sein mögen, sind Sklaven, welche sich gegen den Herrn der Erde, genannt Menschengeschlecht, und gegen den Gesetzgeber der Welt, genannt Natur, empört haben.

Die Zukunft des Proletariats.

Die Gegenwart, welche mit allem Großen und Erhabenen das gemeinsame Schicksal hat, meist nicht verstanden zu werden, schließt so viel tausend Räthsel, die gelöst, so viel tausend Aufgaben, die ein Resultat finden müssen, wenn nicht der Barbarismus vergangener Zeiten über Deutschland hereinbrechen soll, in sich, daß selbst der kühnste und kräftigste Geist vor diesem Koloss, an die Riesearbeiten des Herkules mahnend, zurückbebt und lieber die müßigen Hände in den Schooß legt, als seine milbengleichen Kräfte von der unbezwinglichen Gewalt, wie das Waizkorn vom Mühlstein, zermalmen läßt. Diese müßige Ruhe

eben, hervorgegangen aus dem kindischen Gefühle der Kleinheit, ist das deutsche Verderben, sie wurzelt in dem giftgetränkten Boden deutscher Uneinigkeit, in dem vernichtenden Wahne, die deutsche Bewegung sei nur der Ausfluß von tausend einzelnen Quellen, ohne die Möglichkeit einer Vereinigung, sondern verfliegend im Sande deutschen Philistertums. Dennoch ist die deutsche Revolution Ausdruck des Gesamtwillens, ein gewaltiger, alle Fesseln zertrümmernder Strom, der alle Herzen, alle Köpfe, ob sonst auch getrennt, vereinte. Fürstknacht rase dagegen, dein Wort verhallt im Brausen des Stromes!

Das deutsche Proletariat, dieses Schlagwort aller publizistischen Federn, dieser Schreckenslaut für alle Geldsäcke, diese Urquelle deutscher Freiheit, ist auch eine von den vielen Aufgaben, die gelöst werden müssen; ich sage müssen, wenn nicht unsere politische Bewegung in ein Nichts zerfahren soll. Die Geschichte des deutschen Proletariats ist ein einziger, durch Mark und Nieren dringender Wehschrei, ein Schrei nach Barmherzigkeit! Je länger er dauert, je drohender ist sein Klang, je mehr nähert er sich einem Nacheschrei. Warten wir nicht ab, bis er dazu sich umwandelt, dann wäre Rettung für das Proletariat wie für uns selbst unmöglich. Das Proletariat hat eine Vergangenheit und Gegenwart, auch eine Zukunft wird es haben. Betrachten wir zuerst seine Vergangenheit.

Der Zeit nach ist sie klein, sehr klein, dem Inhalte nach gewaltig, Epoche machend. Sie beginnt dort wo die Armuth aufhört. Denn Pauperismus und Proletariat darf man nicht mit einander verwechseln. Sie sind zwei verschiedene Phasen in der Entwicklung Europas, theils nach einander, theils sogar neben einander bestehend. Der Arme oder Pauper ist der Besitzlose, der nicht mehr arbeiten kann oder will, deswegen der öffentlichen oder Privat-Böthätigkeit anheimfällt. Er existirt seit dem Aufhören der Hörigkeit oder Leibeigenschaft, die, wie die meisten Institutionen der Feudalzeit, in der einen Beziehung nicht unnützlich war, daß durch sie jedem einzelnen Hörigen als integrierenden Theile herrschaftlichen Besitzthums der Lebensunterhalt garantiert wurde, freilich nur so, wie dem Ochsen, der

den Pflug ziehen, wie der Kuh, die Milch geben soll. Die Leibeigenschaft hörte auf und die Armuth begann, aus dem einfachen Grunde, weil der Freigelassene in seinen alten politischen und socialen Zuständen gelassen wurde, nur, daß er keinen Herrn mehr besaß, der ihn nothgedrungen füttern mußte, sondern ein kleines Besitztum empfing, zu groß, um besitzlos erscheinen, zu klein aber, um damit sich ordentlich ernähren zu können. Nicht nur dies war an der Armuth schuld. Folgendes kam noch hinzu: Die Leibeigenschaft hatte den Menschen entmenscht, denn die Knechtschaft ist stets die Mutter des Lasters und heimlicher Begierden. Der freigelassene entmenschte Mensch war rathlos ohne Lenker, und dennoch besaß er das Recht der Veräußerung seines Gutes; Schlemmerei, Unkenntniß und barbarische Dummheit führten diese bald herbei. Wo diese eintrat oder das schon ungenügende Besitztum bei Erbschaftstheilungen zersplittert wurde, begann die Armuth in ihrer Gräßlichkeit. Die Armuth ist daher ein Bach, dessen Bett gänzlich ausgetrocknet ist und nur mit Hilfe Anderer wieder angefüllt werden kann, um wiederholt zu verfliegen. Das Proletariat dagegen gleicht einem See, der zuweilen gänzlich verfliegt und nach einer unbestimmten Frist sich wieder von selbst anfüllt, sogar segensverbreitend über seine Ufer hinaustritt. Es entstand mit der ersten Maschine, in dem Augenblicke, wo die mechanische Kraft, dem Menschen dienstbar gemacht durch die schaffende Intelligenz Einzelner, die Kraft der Hände, wenn auch nicht gerade unbrauchbar, doch um ein Bedeutendes weniger nothwendig machte. Die Maschinen schufen Fabriken, die Fabriken die Konkurrenz, diese bewirkte die Marktwaaren-Verschleuderung und alle diese Hebel bewegen das große Rad der Handelskrisis, welche die Menschheit an einen Scheideweg stellt und sie wählen läßt zwischen rechts und links, zwischen der Fortsetzung des Kampfes mit der mörderischen Gewalt des Kapitals und der Rückkehr zu den alten soliden Zuständen der Arbeit und des Handels.

Proletarier und Arbeiter sind zwei in wechselseitiger Beziehung stehende Worte und zwar in der Art, daß nur der sogenannte Arbeiter, d. h. der Diener der Maschinen oder der durch

die Maschinen von aller Konkurrenz abgeschnittene Handwerker, Proletarier sein kann, wenn auch nicht gerade alle Arbeiter Proletarier sind. Dieser Arbeiter kann sich eines momentanen Wohlstandes, vielleicht Ueberflusses erfreuen, sobald die Konkurrenz eine nicht übertriebene Höhe erreicht und gleichsam der Strom des Handels in seinem Bette bleibt; er kann aber auch nach wenigen Wochen auf die gräßlichste Weise am Hungertuche nagen, wenn die Konkurrenz durch ihre Ueberspannung sich selbst vernichtet, alle Ausgänge der Produktion verstopft und dadurch den Arbeiter brotlos macht. Diesen Zwiespalt zwischen der Humanität und dem Ungeheuer der alles verzehrenden Konkurrenz haben wir seit Jahrzehnten in dem wegen seiner freien Staatseinrichtungen hochgelobten, aber in sich zermorschten England wahrgenommen und auch bei uns hat in der Gegenwart, zumal in Schlessien in den Weberdistrikten sich dieses Gespenst erhoben, Furcht und Schrecken verbreitend, jetzt aber das Mitleid ganz Deutschlands erregend. Schlessien, dieser weitgepriesene Theil Preußens, macht jetzt das Mitleid ganz Deutschlands rege und zwar durch sein wie ein Bilz über Nacht aus der Erde gewachsenes Proletariat. Indem wir seiner Zukunft ein Prognostikon stellen, erforschen wir gewissermaßen die Zukunft des Proletariats. Und hier tritt eine Alternative ein, entweder der Sieg der Bourgeoisie und die oligarische Herrschaft des Geldsacks (Kapitals) oder die Lösung der sozialen Frage mit Hilfe des neuen Staats und die Herstellung eines allgemeinen, auf den Prinzipien der Freiheit und Gleichheit Aller gestützten Bürgerthums (citoyens).

A. Leithold. (Volkswächter.)

Religionsverschiedenheit.

Von

Eduard Hanslick.

II.

Es täuscht sich wohl Niemand mehr darüber, daß es nicht um des Glaubens willen geschieht,

wenn der Böbel die Juden davonjagt und ihre Läden plündert. Die wahre Religionsbegeisterung, somit der aufrichtige Fanatismus sind aus dem Bewußtsein unserer Zeit gänzlich verschwunden, und wer heut zu Tage vorgiebt, er hasse die Juden, weil sie Christum gekreuzigt, der ist entweder ein Heuchler oder ein Narr.

Der wahre Grund des Judenhasses muß also tiefer liegen, und jedenfalls gemeinerer Natur sein, da man es für nöthig erachtet, ihm das religiöse Mäntelchen umzugeben.

Das gemeine Volk (— von diesem ist vorläufig die Rede —) haßt die Juden, weil es in ihnen die Repräsentanten des Geldbesitzes sieht. In den Zeiten des Ritterthums galten Handel und Geldgeschäfte für unehrenvolle Beschäftigungen, sie fielen daher dem verachteten Volk der Juden anheim, welche in dieser Eigenschaft den erniedrigenden Titel Kammerknechte erhielten. Als diese solchergestalt den einträglichsten Industriezweig in Händen hatten, konnte es nicht anders kommen, als daß ihr natürlicher Scharfsinn ausschließlich die Tendenz nach Geldgewinn einschlug und bald ihren Reichtum, wie ihren Speculationsgeist zu großer Höhe brachte. Dazu kam noch, daß die Juden, durch den schimpflichen Druck gereizt und in stetem Mißtrauen erhalten, keinerlei Gewissensbisse darüber empfanden, die Christen bestmöglichst zu betrügen, — eine Satisfaktion, die sich ihnen reichlich darbot, da die Christen ihnen weder an Handelskenntniß, noch an Schlaubeit gewachsen waren.

Als die Christen späterhin zu Vernunft kamen und praktisch wurden, sahen sie den gesammten Handel und die größten Kapitalien in Besitz eben des Volkes, das sie von jeher als Feinde ihrer Religion gehaßt hatten. Die Motive des Hasses wechselten sich ihnen nun unter den Händen, man verfolgte die Mörder des Heilands, meinte aber die Herren der Kapitalien, man wehlagte über die bedrohte Kirche, dachte aber an das verlorene Geld, und es wurzelte das heilige Rachegefühl desto tiefer, je höher die Procente standen.

So fand der Judenhaß in der Parole der Gottesfurcht Vorwand und Sanktion und durfte sich straflos zu jenen Gräueltthaten erniedrigen,

deren Lektüre uns jetzt noch mit Abscheu und Entsetzen erfüllt.

Seitdem haben sich die Christen freilich auch wacker auf Handel und Spekulation verlegt und sind, wie Heine sagt, ebenso reich und ebenso große Spitzbuben geworden, aber jene Anschuldigungen der Juden waren einmal historisch, und der Haß blieb populär.

So viel von der Feindschaft, welche die untere Klasse, das Volk im engeren Sinne, gegen die Juden hegt, und bis in die neueste Zeit thatsächlich geäußert, meist an dem Armen, Wehrlosen auslassend, was es gegen die Reichen, Mächtigen im Herzen hat.

Nun wird aber Jeder, der sich in besserer Gesellschaft, unter wahrhaft Gebildeten bewegt, die Bemerkung gemacht haben, daß auch da eine gewisse Abneigung, ein widerstrebendes Etwas gegen die Juden herrscht, was diesfalls seinen Grund weder in Religionseifer noch in Geldneid haben kann. Ich brauchte hier nicht, wie oben vom Volke, den Ausdruck „Haß,“ sondern eine andere, vage Bezeichnung, welche den unzählig verschiedenen Abstufungen und Schattirungen entspricht, in welchen dieser umgekehrte Magnetismus zur Erscheinung kommt. Die Juden sind nur selten in unsern Salons, vielleicht noch seltener in unseren Herzen auf dem Fuß wahrer Gleichstellung empfangen; es gilt für keinen Schimpf mehr, aber auch nicht für eine Anempfehlung, wenn von Jemand gesagt wird, er sei ein Jude. Die Juden zu hassen, fällt keinem Gebildeten ein, — aber man liebt sie nicht.

Wir glauben kaum, daß Jemand diese Thatsachen in ihrer Allgemeinheit leugnen wird, — für diesen Fall haben wir nur die Appellation an die allgemeine Stimme und das ehrliche Verständniß jedes Einzelnen.

Worin hat nun diese Abneigung ihren Grund?

Es ist eigen, daß sich die größte Mehrzahl hierüber nicht klar ist, und etwa nach einem leichten Nachdenken doch bei Religionsverschiedenheit stehen bleibt.

Die „Judenantipathie“ (man gestatte der Kürze wegen diesen Gegensatz zu „Judenhaß“) ist durchaus nicht religiöser, sondern nationeller, ja in nächster Erscheinung ästhetischer Natur.

Unsere Antipathie gilt nicht der israelitischen Glaubensgesellschaft, sondern dem hebräischen Volke; nicht die Religion der Juden widersteht uns, sondern ihre Nationalität. Der Christ steht dem Juden nicht gegenüber wie der Katholik dem Protestanten, sondern wie der Europäer dem Orientalen. Ja, es fühlt sich der (abendländische) Christ dem Juden, und sei er mit ihm in demselben Lande, in derselben Stadt geboren, entfernter verwandt, als der Deutsche dem Franzosen, der Franzose dem Italiener, der Italiener dem Griechen, eben weil die Besonderheit der jüdischen Nationalität gleich fern über allen Verschiedenheiten steht, welche die einzelnen europäischen Völker sondern. Seit Jahrhunderten ihrer fernen Heimath entrückt, haben die Juden doch den Stempel ihrer asiatischen Herkunft bewahrt, und zeigen uns noch in späten Generationen jenes hochbevorzugte Volk des alten Testaments, — leider in einer, durch Druck und Knechtschaft verkrüppelten Ausgabe. Nationell also sind uns die Juden fremd, wie dies mit einem Volke nicht anders sein kann, das, obwohl seit Jahrhunderten in ganz Europa sesshaft, sich unvermischt und dadurch in einer Menge innerer und äußerer Eigenthümlichkeiten unverändert erhält, die es auf den ersten Blick vom europäisch-kaufastischen Stamm unterscheiden.

Werfen wir einen Blick auf die auffallendsten dieser charakteristischen Eigenschaften. Was ihre geistige Begabung betrifft, so hat noch Niemand in den Juden ein vorzüglich talentvolles Volk erkannt. Ganz abgesehen von den vielen wissenschaftlichen und künstlerischen Sommitäten, die jüdischer Nation angehören, rühmen wir im täglichen Verkehr den Geist, den Verstand, namentlich den Scharfsinn, der sich kaum in Einem dieses Volkes ganz verläugnet.

Was die Antipathie der gebildeten Klassen gegen die Juden vorzüglich als eine ästhetisch veranlaßte darstellt, sind die mannigfachen äußeren Eigenthümlichkeiten dieses Volkes, jene Eigenthümlichkeiten der Erscheinung, Gestikulation, Gesichtszüge, Sprechweise, welche den Juden als solchen kenntlich machen. Es wäre trivial, hierin zu detailliren. Nur des Merkantesten wollen wir erwähnen, des Dialektes, den selten

ein Jude verliert, des Dialektes, der sich zwischen ziehender Weiche und rauher Heiserkeit bewegt, auf jedes Wort einen Akzent quetscht und die wohlklingenste Sprache der Welt umbringt. Den liebevollsten Aposteln der Versöhnung ist es kein Leichtes, den Dialekt unserer Brüder, der Juden, zu überwinden, die Humanität kann's nicht hindern, daß die Aesthetik ihre Rechte geltend macht. Die unformlichsten Züge hören auf widerlich zu sein, durch den seelenvollen Ausdruck derselben; bei den Juden finden wir nur zu häufig, daß der Ausdruck ihrer Mienen wahrhaft schöne Gesichtsformen verunstaltet. Daß ein großer Theil der geistigen und physischen Verschrobenheit der Juden auf Rechnung der langen Knechtschaft, also auf die Schultern der Christen fällt, wissen wir gar wohl, nur ist Jemand deshalb, weil ein Fremder ihn krumm geschlagen, noch nicht gerade. Nicht die Ursachen, warum die erwähnten Mängel vorhanden sind, — wir wollten nur anführen, daß sie vorhanden sind. Man denke sich einen Bekenner mosaischen Glaubens, der weder in den Gesichtszügen, noch in der Sprache, oder dem Benehmen den Juden errathen läßt, wird Jemand, der im Allgemeinen gegen die Juden eingenommen ist, es auch gegen diesen sein? Ich glaube nicht, — und doch ist er jüdischer Religion! Umgekehrt: Ein Mensch von entschieden jüdischer Physiognomie, jüdischem Dialekt und Benehmen erwähnt unter dem Gespräche, er sei getauft. Wird mit diesem Augenblick die innere Scheidewand gefallen, und er uns vollkommen verbrüderet sein? Gewiß nicht. Und doch ist er ein Christ, wie wir! Man sieht, daß hier die Erscheinung auf uns bestimmend wirkt. Was kann sich aber in der äußern Erscheinung kund geben, die Religion eines Menschen oder seine Nationalität? Offenbar bloß die letztere. Die nationale Verschiedenheit ist also hier thätig, nicht die konfessionelle. Es ist daher nicht wahr, daß unsere Gesinnung gegen die Juden a priori eine andere ist, nur der Eindruck, den sie auf uns machen, ist ein anderer.

Man hält gewöhnlich die gegenseitige Abneigung zwischen Juden und Christen für begründeter, naturgemäßer, als die zwischen Protestanten und Katholiken, weil zwischen jenen die religiöse

Kluft größer sei; ich halte sie für begründeter und naturgemäßer, gerade weil das religiöse Moment dabei nicht in Betracht kommt.

Die Folgerungen sind wichtig.

Ist nemlich der Grund unserer Abneigung gegen die Juden nicht Religionsverschiedenheit, sondern die uns unliebsamen Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität, so begreift man, daß der Uebertritt zur christlichen Kirche, die Taufe, in diesem Grunde nichts ändert. Würden sämtliche Juden sich taufen lassen, aber ihren Stamm unvermischt erhalten, wie bisher, so würden sie den Christen höchstens scheinbar näher rücken, sie wären Christen geworden, aber Hebräer geblieben. Mit Recht pflegte ein namhafter deutscher Schriftsteller zu versichern, „wenn man den ganzen Jordansfluß über einen Juden ausgieße, er bleibe ein Jude,“ eine Wahrheit, die Börne weniger wählerisch mit den Worten aussprach: „wenn man Leute mit Wasser besprengt, so werden sie dadurch keine Flöhe werden.“ Gewiß, das Weihwasser thut's nicht; um sich gesellschaftlich den Christen vollkommen zu nivelliren, müßten die Juden ein Taufwasser anwenden, das sie von all' ihren äußeren und inneren Inkonvenienzen reinigt, und es liegt ein richtiges Erkennen darin, wenn Börne den polnischen Juden rath, sie möchten sich mit Eau de Cologne taufen lassen.

Während die Religions-Verschiedenheit, wie wir gelesen, in der Gesellschaft aufgehört hat, einen Unterschied im Grade der Achtung zu bewirken, hält mancher Staat noch immer den konfessionellen Standpunkt fest, und will den Bekennern mosaischen Glaubens nicht gleiche Bürgerrechte mit den Christen zugestehen. Eine ebenso schreiende als bornirte Ungerechtigkeit, eine Ungerechtigkeit, welche der neuen Zeit nicht würdig, ja kaum noch begreiflich ist. Dadurch, daß der Staat die Gleichstellung der Juden mit den Christen von der Taufe abhängig macht, wird die Taufe geeignet, nicht die Antipathie selbst, aber den Rechtstitel derselben zu vernichten, sie kann dem Gegner nicht die Gefinnung aus dem Herzen, wohl aber das Schwert aus der Hand winden.

Daß in Erwägung dieses mehr als materiellen Vortheils, nicht schon alle Juden sich haben tau-

fen lassen, läßt vermuthen, daß sie doch etwas weniger Verstand, und etwas mehr Gemüth besitzen, als man ihnen zuschreibt. Eine Universal-Judentaufe ist keine uninteressante Idee, und wir wären nicht abgeneigt, hierzu die Proceedur jener Missionäre in China vorzuschlagen, welche ein Mal eine ungeheure Volksmenge mittelst Feuersprizen taufte.

Damit aber die Gleichstellung der Juden zur Wahrheit, d. h. in allen Beziehungen existent werden, muß, sei sie nun durch Taufe oder durch Emancipation bewirkt, ein Weiteres hinzutreten: die Kreuzung der Ehen. Braunschweig hat den Ruhm, in der Gestattung der gemischten Ehen zwischen Juden und Christen vorangegangen zu sein. In dieser Vermischung (nicht der Religionen) der Nationalitäten liegt die wahrhaft radikale Heilung der jüdischen Leiden, da nur die Familienverbindung dieß orientalische Volk in eine wahrhaft innige Stellung zu den christlich-abendländischen Nationen bringen kann, welche es von allen Seiten umgeben. Nationalgefühl und alle Bestrebungen der Absonderung und Selbstständigkeit, dem es zu Grunde liegt, setze vernünftigerweise ein der Nation eigenes Territorium voraus. Ein versprengter, heimatloser Stamm, wie der der Juden darf wohl ohne Nachtheil an seiner Religion festhalten (da nunmehr die Religionsverschiedenheit aufhören wird, eine innere und äußere Scheidewand zu bilden), seine Nationalität kann er nicht unvermischt erhalten, wenn er uns nicht eben so lang ein fremdes Element bleiben will. Dem jüdischen Nationalstolz fehlt in jedem Sinn der Grund und Boden. Durch die gemischten Ehen aber würden sich all' die schroffen Besonderheiten der Juden im Gange weniger Generationen verlieren, und wenn sie einmal äußerlich uns gleich geworden sind, so wird sie Niemand darum fragen, ob sie den Messias für ein Perfektum oder ein Futurum halten.

Wenn wir den Juden unumwunden gerathen haben, sich ihrer Knechtschaft durch den Uebertritt zum Christenthum zu entziehen, — so geschah dieß lediglich nach dem guten Rath: der Klügere giebt nach. Es hieße aber das Gesetz der Freiheit und Gleichheit arg verkennen, wenn wir den

Glaubenswechsel für rechtlich nothwendig fänden, damit die Bedrückung der Juden wirklich aufhöre. Sich taufen zu lassen, ist ihr guter Wille, sie zu emancipiren, ist unsere Pflicht. Die religiöse Ueberzeugung eines Menschen oder eines Volkes bietet auch nicht den kleinsten rechtlichen Anhaltspunkt, verschiedene bürgerliche Rechte und Lasten damit zu verbinden. Eine Regierung darf nur Staatsbürger und Nicht-Staatsbürger unterscheiden, und alle die zur ersten Kategorie gehören, müssen gleiches Recht genießen.

Haben die Juden jene formellen Hindernisse entfernt, welche ihrer Emancipation bürgerlich entgegenstehen, so kann keine Regierung sie den übrigen Staatsbürgern zurücksetzen, ohne der Anklage offener Ungerechtigkeit zu verfallen. Wir haben gesehen, daß der konfessionelle Standpunkt, den die Regierungen noch immer gegen die Juden einhalten, in allen Klassen des Volkes fast gänzlich verschwunden ist; die Motive hingegen, welche das Volk gegen die Juden stimmen, dürfen für die Regierungen nicht vorhanden sein; denn über die Rechte einer Nation entscheidet weder der Geldsack, noch die Aesthetik, sondern das göttliche Gesetz. Die Regierung muß über den Sympathien und Antipathien der Regierten stehen, und darf sich nur von Einem bestimmen lassen: vom Recht.

Emancipation des Weibes.*

Emancipation des Weibes, ein in neuester Zeit viel besprochenes, viel bekrittelttes und belächeltes Thema. Die erste sich in uns erhebende Frage ist die nach der Emancipationsfähigkeit des Weibes. Es handelt sich zuvörderst darum, zu entscheiden, ob das Weib nach der Anlage seines Wesens der Selbstständigkeit fähig sei. Wir finden uns durch die Ergebnisse unserer Betrachtung

* Eine sehr beachtenswerthe Schrift ist bei Edward Frewendts in Breslau erschienen: Emancipation, Betrachtungen über die socialen Verhältnisse, von dem Verfasser des Freiherrn v. Eulen-Spiegel.

bewogen, diese Frage entschieden zu bejahen. Es zeigen sich im weiblichen Geiste ganz dieselben Fähigkeiten und Vermögen begründet, wie in dem des Mannes. Die Seite des Verstandes verkündet eine sogar recht scharfe Entwicklungsfähigkeit; das Gemüth ist vorzugsweise reich und lebendig: also alle für die Vernunftentfaltung nothwendigen Bedingungen sind im Geiste des Weibes ganz eben so vorhanden, wie im männlichen. Dort aber, wo sich Vernunftentwicklungsfähigkeit kund giebt, ist auch die Fähigkeit der Selbstständigkeit, der Freiheit vorhanden. Sobald also das Weib die für die Selbstständigkeit geforderte geistige sittliche Stufe erreicht und behauptet, ist es auch zum vollen Genuße dieser Selbstständigkeit berechtigt. Es darf denselben nach dem Natur- und Menschenrecht beanspruchen. Man übersehe indeß nicht, daß wir als Begründung dieses Anspruches — so gut für die Emancipation des Mannes, als für die der Völker dieselbe Bedingung eines bereits entfalteteten Vernunftlebens stellen. Diese für seine Emancipationsfähigkeit bezeichnete Stufe deutet uns hin auf den von dem Weibe im Allgemeinen einzunehmenden Standpunkt. Es ist in sittlicher und intellektueller Beziehung durchaus dem des Mannes gleich. Was geistige Entwicklung betrifft, haben alle Geschöpfe, denen die Natur gleiches Antlig, gleiche Befähigung verlieh, auch gleiches Recht an dieselbe. — Wir beziehen uns hier auf allgemeine geistig-sittliche Volksbildung und abstrahiren streng von aller Fachgelehrsamkeit, die Sache des besondern Talentes und der Neigung ist. Wenn der Mann seine Anlagen und geistigen Vermögen für seinen staatsbürgerlichen Beruf zu möglichstem Vollendungsgrade auszubilden hat, so bedarf das Weib dieser Ausbildung wahrhaftig nicht weniger. Sein Lebensberuf ist, wenn auch anderer Art, doch ebenfalls höchst wichtig in Bezug auf den Gesamtzweck der Menschheit. Wenn sich uns der Mann in den socialen Verhältnissen als das schaffende Prinzip darstellt, so erscheint uns dagegen das Weib als das konservative, als die Seele aller innigeren Lebensbeziehungen. Es gehört mit seinem Leben und Streben der Familie, es repräsentirt in derselben die Priesterin der Liebe, jener göttlichen veredelnden Empfindung; es opfert sich

selbst an ihrem Altar, es giebt sich auf für das Glück derer, die seine Liebe umfaßt. Damit es dieses Opfers, all' der Entfagungen fähig sei, die das Leben von ihm fordert, gab ihm die Natur dieses tiefe glühende Gemüth, diese Energie der Empfindung, wie sie den Mann vorzugsweise mit jener des Willens und Strebens ausrüstete. Ueber Alle, die ihm nahen, verbreitet das Weib die heitere Wärme seines Gemüthslebens. Es ist die treue Gefährtin des Mannes, die so ganz für ihn lebt, unablässig bemüht ist, sein Glück zu erhöhen, ihm die Schläge des Schicksals zu mildern, indem es einen Theil des Kammers und der Mühe, oft den größten, übernimmt. Welches reiche Walten des Gemüthes, welches unendliche Liebe entfaltet das Weib in seinem Berufe als Mutter! Wie noch weit höher verklärt erscheint seine Empfindung in diesem heiligen Verhältniß! Das Kind, in Liebe gezeugt und empfangen, für das Weib das theuerste Geschenk des geliebten Mannes, wie sollte es die Mutter nicht mit einer unbegrenzten Liebe an ihr Herz drücken! — Die Mutter weckt in dem Unmündigen durch ihren Kuß die erste geistige Lebenswärme, sie zieht es heran zur Liebe durch ihre Liebe; sie leitet sein Gefühl für das Rechte und lehrt es das Nützliche wählen. Da sich das Leben des Weibes so vorherrschend im Gefühlsgebiet bewegt, so muß es, um seine Stellung würdevoll einzunehmen, auch in demselben die edelste Ausbildung erlangt haben. Es soll aber hierdurch in keiner Weise behauptet sein, daß dies auf Kosten der Verstandesfähigkeiten geschehen dürfe. Auch in dieser Sphäre muß es zur Lösung seiner Aufgabe den möglichsten Höhepunkt erreichen. Kann es dem Manne als Freundin genügen, kann es ihn verstehen, kann er sich angezogen, gefesselt fühlen von seiner Nähe, erheitert durch seinen Umgang, wenn er es in intellektueller Beziehung tief unter sich erblickt? Und als Mutter, die berufen ist, den ersten Grund in der Erziehung des jugendlichen Geschlechts zu legen, die edle Söhne und Töchter zu würdigen Staatsgliedern heranbilden soll, mag sie diesen Anforderungen genügen, wenn ihr die Geistesstärke, klare Erkenntniß, Wichtigkeit des Urtheils, mit einem Wort, jene unerläßliche Wahlfähigkeit des

Wahren, Nützlichen und Rechten fehlt? Das Weib sinkt dann in seinem Verhältniß zum Manne auf die unterste Stufe der Magd hinunter; als Mutter aber selbst nicht mehr zur physischen Erziehung der Kinder befähigt. Welch' erhabenen Standpunkt nimmt es dagegen ein, wenn sich Gemüth und Verstand in ihm zur schönen Blüthe entfalten! Was ist das verständige, edle Weib Alles dem Manne! Ein ihn umschwebender Schutzgeist, Trost und Stütze in den dunkelsten Tagen seines Daseins. Wie mächtig wirkt das sanfte Wort, die Bitte der klugen, braven, hochgeehrten Mutter auf das Gemüth des Jünglings und der Jungfrau, wenn sie mit liebkojender Ermahnung hindeutet auf die Klippen und Abgründe des Lebens und vor der Gefahr des Falles warnt! Was vermag der ordnende Geist der umsichtigen Hausfrau! Wie versteht sie zu bewahren und zu vermehren, das Kleinste zu nützen, die Arbeit so zu vertheilen, daß Alles zur rechten Zeit gefördert werde und gedeihe; wie sinnig weiß sie zu unterstützen und das wahre Bedürfniß zu erkennen! Sie wacht in ihrem Kreise über Anstand und Sittenreinheit und übt ihren segnenden Einfluß auf Alle, die ihr auf irgend eine Weise nahe treten. Dies der einzunehmende, von seiner Bestimmung geforderte Standpunkt des Weibes.

Wenden wir uns jedoch von dem Ideale der Wirklichkeit zu, um zu sehen, inwieweit diese jene erreicht. Fragen wir, auf welcher Stufe das Weib sich in der That befindet. Eine traurige Verschiedenheit stellt sich uns dar, als Resultat unserer Forschung. Das Weib ist nicht das, was es sein kann und soll: es hat nicht Fortschritte, sondern Rückschritte gemacht und — Rückschritte in seiner sittlichen Würde. Auch sein inneres Heiligthum hat der Geist der Zeit verderbend berührt. Die hohe Reinheit und die heilige Gluth seines Gemüthes — des Gemüthes, durch welches sich sein geistiges Leben so vorzugsweise verkünden soll — sie sind zwar nicht vernichtet, doch vermindert. Die heilige Wahrheit, jenes kostbarste Juwel des Charakters, durch dessen klaren Glanz sich jedes Gefühl, jede Handlung verklärt, ist getrübt.

Auch im Busen des Weibes ist der Egoismus als wucherndes Unkraut emporgeschossen. Nicht

das innere, wahre, edle Wesen ist des Weibes Ziel; die glänzende Form der Erscheinung ist sein Zweck geworden. Daher Brunksucht, Eitelkeit, Koketterie bis zum unglaublichsten Raffinement, und alle andere kleinlichen Fehler im Charakter des Weibes: Neid, Schadenfreude und jener kriechende, schleichende Haß, der sein Opfer auf tausend Umwegen verfolgt und erreicht.

Wir urtheilen nicht zu streng. Das Zeugniß jener würdigen Frauen, die Geist genug haben, die Wahrheit zu erkennen, die groß genug sind, der Wahrheit überall die Ehre zu geben, wird unser Urtheil stützen. Am grellsten trifft sich diese Schattenseite in den höheren Ständen. Dort, wo das Schicksal seine reicheren Gaben spendete, wurde das Gemüth durch Zerstreung und Genuß abgestumpft; erkaltet, es wurde unterdrückt durch die Berechnungen der Konvenienz, der Etikette, des Geizes und der Habsucht, alles Dinge, die dem Armen fast so gut wie fremd sind. Das vornehme Weib lebt nur für den Genuß. Selbst der heiligsten seiner Pflichten, der Mutterpflicht, entzieht es sich. Die Ernährung und Pflege der Kinder würde dessen Schönheit Eintrag thun, die für Toilette und Gesellschaften nöthige Zeit rauben. Wenn es sich beschäftigt, so hat diese Beschäftigung meist nur den Zweck angenehmen Zeitvertreibes, selten wohl den einer wahren Gemeinnützigkeit. Nur in den niederen Ständen liebt das Weib noch bis zur Selbstaufopferung. Dort arbeitet die Gattin mit dem Manne, allein für ihn, wenn er krank und hilflos wird; dort wacht die Mutter am Lager ihrer Kleinen; tage- und wochenlang berührt kein Schlaf ihr Auge, damit ihr das leidende Kind wieder genesen; die Mutter aus dem Volke strebt mit letzter Kraftanstrengung, das Leben ihrer hungernden Lieblinge zu fristen; dort arbeitet im kalten Gemache die Tochter bei nächtlicher Lampe, die greisen Eltern zu unterstützen. Und wenn es strauchelt, das Weib aus dem Volke, so macht es die Liebe sich selbst vergessen für den Mann, dem es vertraut. Ihm ist keine leitende Hand zur Seite, kein freundlicher Rath. Auch dann noch, wenn es sinkt, ist es des Mitleids werther als der Strafe; denn es sinkt in Folge schlechter Erziehung und des Glends; also durch die Schuld der socialen Ver-

hältnisse. — Wir wiederholen, daß, indem wir dieses düstere Bild von dem sittlichen Stande des Weibes vor den Augen des Lesers enthüllten, wir mit gebührender Anerkennung der vielen rühmlichen Ausnahmen dachten, die wie Lichtpunkte aus der Masse empor tauchen und als Muster weiblicher Tugend und Seelengröße voranstehen.

Hinsichtlich seiner intellektuellen Entwicklung steht das Weib dem Manne im Augenblicke noch bedeutend nach, nicht durch eigene Schuld, sondern durch die der gesellschaftlichen Institutionen. Man hat sich bis heutigen Tages noch nicht von dem Barbarismus befreit, der da glauben macht, das Weib bedürfe keiner so umfangreichen Verstandesbildung als der Mann, und die Gesellschaft sei deshalb auf keine Weise verpflichtet, ihm die geeigneten Mittel dazu zu bieten. Man war immer noch zu sehr gewöhnt, in demselben nichts weiter zu sehen, als eine Beischläferin und Haushälterin des Mannes oder sonst eine Magd, Eigenschaften, die allerdings keine glänzende Geistesbildung erfordern. Wie aber der Mann im Verstandesgebiete so ungeheure Fortschritte gethan hat, so ist ihm auch in Bezug auf das Weib der Anspruch an eine seinem eigenen geistigen Grade entsprechende Bildung erwacht. Er fühlt das Bedürfniß des geistigen Anklanges in seiner unmittelbaren Nähe; er will, daß seine Gefährtin ihn verstehe, sein geistiges, sowie sein äußeres Leben und Streben erfasse und durchdringe. Ein sehr gerechter Anspruch! Wo soll er das Glück einer freien Aussprache, eines heiteren Gedankentausches suchen, wenn er dasselbe im eigenen Hause nicht findet? In der Bierhalle, im Café, oder wo er sich eben sonst gefällt? Immer für die Häuslichkeit eine sehr ungünstige Entschädigung. Der Umgang des Weibes kann ihm nur bei dessen geistiger Bildung dauernden Reiz bieten; nur indem es neben ihm, nicht unter ihm steht. Wir sehen hier gänzlich ab von jeder gelehrten Bildung des Weibes im Allgemeinen — behüte uns der Himmel vor solcher Verschrobenheit — wir beanspruchen für dasselbe nur jene möglichst klare Entwicklung seiner intellektuellen Vermögen, die es zur genügenden Erfüllung seiner Pflichten, zu dem ihm in den gegenwärtigen Zeit-

verhältnissen gegebenen Wirkungskreise geschickt macht. — Eine höhere wissenschaftliche Bildung zu erstreben, ist ausnahmsweise Sache des Talents und kann nur durch besondere Verhältnisse motivirt und bedingt werden. Nicht also durch das Gemüth allein kann das Weib sein, was es sein soll; nicht allein durch das Gemüth kann es den Mann an seine Nähe fesseln und dessen Glück begründen; es kann im Gegentheil, wenn es durch dasselbe einseitig beherrscht wird, bei längerem Zusammenleben nur unangenehm werden; aber eben so wenig darf sich sein geistiger Gehalt auf bloße Verstandesausbildung beschränken. Das bloß kluge Weib ist das entartetste Geschöpf unter der Sonne, die eigentliche Schlange des Paradieses. — Das beweisen die Verbrecherinnen aus den höhern Ständen. — Gemüth und Verstand müssen in einem schönen Zusammenwirken jene wahre Lebenswürdigkeit bieten, die, unberührt von der alles schwächenden Macht der Zeit, ihren freundlichen Einfluß auf den edeln Mann nie verfehlt. Der an den Geist des Weibes gemachte Anspruch findet sich nach der Anlage unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Institutionen nicht erfüllt. Das Weib genießt zwar selbst in den untersten Ständen einigen Unterricht; der aber höchstens etwas sein Gedächtniß, nicht seine Denkfähigkeit entwickelt. In den sogenannten höhern Klassen wird seine Ausbildung zwar sorgfältiger berücksichtigt, sein Gedächtniß wird mit geschichtlichen Daten, mit Geographie, Mythologie u. s. w. bereichert, es bildet die angenehmen gesellschaftlichen Talente und Fertigkeiten zu einem recht erfreulichen Grade. Und doch erfüllt es obigen Anspruch nicht? fragen erstaunt die über ihre Töchter entzückten Väter und Mütter. Nein, ist die Antwort; denn es fehlt ihm die gesunde Lebensansicht, der praktische Ueberblick der Verhältnisse; es fehlt ihm die geistige Regsamkeit, die es zur Verarbeitung des jedes Mal dargebotenen Stoffes geschickt macht. Bedarf aber das Weib für die enge Sphäre seines Wirkens eines so umfassenden Ueberblicks? Auf das Entschiedenste. Sein socialer Standpunkt, wenn auch ein anderer als der des Mannes, ist doch ein höchst wichtiger, einflußreicher. Wie will man aber eine Stellung einnehmen und behaupten, deren Charakter und Obliegenheiten,

deren Beziehungen zu den größeren Lebenskreisen man nicht genügend erkennt? So lange das Weib seine höhere sociale Bestimmung nicht klar erblickt, vollkommen durchdringt und ausfüllt, so lange es die Idee der Humanität, wie sie unsere Zeit in den ernstesten Fragen bewegt, so lange es die großen Interessen der Menschheit nicht in sich aufzunehmen und zu verarbeiten vermag: so lange müssen wir ihm jedes Recht zur Mündigkeitserklärung absprechen.

So hat uns der Gang der Betrachtungen unvermerkt auf den socialen Standpunkt des Weibes hingeleitet, den einer prüfenden Uebersicht zu unterwerfen, wohl eben so wichtig als zeitgemäß sein dürfte. Wenn wir in der Geschichte bis zum Alterthum hinabsteigen, so finden wir dort das Weib fast ausschließlich in dem Stande der Sklaverei und strengen Dienstbarkeit. Selbst bei den durch ihre religiösen Ansichten höher als andere gleichzeitigen Völker stehenden Hebräern, bei den hochgebildeten Griechen erblicken wir das Weib nur als Magd. Zurückgedrängt aus dem äußern Leben, fern von geistiger Anregung, lebte die Griechin im Gynäceum verschlossen, einzig ihrer physischen Bestimmung, verachtet, vernachlässigt vom Manne, zu dem sie durchaus in keinem höhern geistigen Verhältnisse stand. Nur die Frauen, die den Muth hatten, auf Kosten ihres Rufes, ihrer Sittenreinheit die Fessel zu brechen, in welche das gesellschaftliche Vorurtheil sie schmiεδete, die den Muth hatten, sich einen freieren Lebenskreis zu schaffen, nur jene sehen wir zu einiger geistigen Bedeutung gelangen und oft den größten Männern ihres Jahrhunderts zur Seite treten. In Sparta genoß das Weib allerdings einer größern Freiheit und Beachtung, aber auf Kosten jener zarten heiligen Sitte, die im Weibe nicht rein genug bewahrt werden kann. Auch war diese Freiheit nur relativ, nicht das Ergebnis der Humanität, sondern der Politik, die das Weib andererseits in seinen heiligsten Rechten verletzte und dem gemeinsten Interesse opferte, es auf die schmachvollste Weise preisgab, die sein Schicksalgefühl vernichtete, sein Gemüth abstumpfte, sogar gegen die Stimme der Natur. Nicht die entmenschte spartanische Gattin und Mutter, die ihre Lieben thränenlos und kalt zum

Tode ziehen sieht, verdient Bewunderung, wohl aber das tief liebende Weib, welches im furchtbarsten Kampfe des Schmerzes dennoch den Muth hat, das theuerste Gut seines Herzens für den Sieg einer großen göttlichen Idee hinzugeben.

Auch die Römerin, obgleich man ihr im äußern Leben mehr Rücksicht zollte, war mit allem, was sie besaß, nichts anderes, als das unbedingte Eigenthum des Mannes, die erste seiner Sklavinnen. Nur bei den germanischen Völkern finden wir die Frau in einem würdevollen edlen Verhältnisse, als geachtete Freundin und Rathgeberin, als treue Gefährtin in Gefahr und Tod. Woher dieser Unterschied? Woher diese Erniedrigung des Weibes in dem hochgebildeten Griechenland? woher dessen Anerkennung unter den rohen Teutonenstämmen? Einerseits aus der tieferen Humanität, dem lebendigen Rechtsinne dieser Völker; andererseits aus dem Mangel dieser Eigenschaften und dem durch das Bewußtsein einer größeren physischen und intellektuellen Kraft erzeugten Uebermuth des männlichen Geschlechts.

Die primitive Stellung des Weibes aber war und ist frei. Die Natur entsendet es gleich befähigt, mit gleichen Ansprüchen an Lebensentfaltung und Glück, wie den Mann. Wenn sie es zarter, schwächer bildete, als ihn, so geschah dies in Berücksichtigung seines weniger Kraftaufwand erfordernden Wirkungskreises. Sie wies ja den Mann an ein umfangreicheres, mächtiger bewegtes Streben, das Weib aber an das nächst-umgebende Gebiet, die Familie, in dem es, mit dem weisen Hinblick auf die weitem gesellschaftlichen Verhältnisse, wirken soll. Selbst das fehlende Maß der physischen Kraft hat sie ausgeglichen, indem sie dem weiblichen Körper eine größere Lebensfestigkeit verlieh. Sie hat nirgends eine Bevorrechtung ausgesprochen, welche die Unterdrückung des Weibes zu Gunsten des Mannes begründete. So stand das Weib, so steht es in seinem vollen Rechte bei allen Stämmen und Völkern, die sich der Stufe des Urzustandes noch näher befinden, bei denen natürliches Rechtsgefühl und Rechtsachtung noch tief und lebendig sind. Nur dann, wenn sie die ersten Schritte zur Kultur thun, wenn ihre staatlichen Verhältnisse sich zu konsolidiren anfangen, treten die Männer zu-

sammen und unterwerfen das physisch schwächere Weib ihrer Willkür, ihrem Gesetz.

In Europa, sollte man meinen, sei die Lage des Weibes seit der Herrschaft des Christenthums durch dasselbe bestimmt worden, und so ist es in der That. In Griechenland und den römischen Provinzen wurde seine Lage dadurch insofern etwas gehoben, daß es von der Sklaverei zur Dienstbarkeit überging; bei den germanischen Völkern sank es von der Rechtsgleichheit zum Dienstverhältniß herab. Predigte man den guten Deutschen doch das Wort der Bibel: „Und er soll dein Herr sein!“ Wie hätten die gläubigen Germanen an solchem Ausspruch zu zweifeln gewagt! — Was sie aber in ihrer Kindheit annahmen, kann deshalb unmöglich für alle Zeiten als Norm gelten. Das Christenthum hat sich übrigens sehr wenig mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und seinem ascetischen Princip zufolge, nicht eben zum großen Vortheil des Weibes mit demselben beschäftigt. Jener Ausspruch, der die Macht des Mannes so vorzüglich stützt, ist alttestamentarischen Ursprungs, im Geiste der orientalischen Anschauung von Moses ausgesprochen. So wenig uns indeß einfällt, die anderen besondern Verordnungen des israelitischen Gesetzgebers auf unser sociales Leben überzutragen, ebensowenig kann für uns die Verpflichtung zur Beachtung dieses Ausspruches vorhanden sein.

In Gemäßheit der von den europäischen Völkern auf der Bahn der Civilisation gethanen Fortschritte, könnten wir uns zu der Annahme verleiten lassen, daß auch hinsichtlich der Stellung des Weibes längst die entsprechendsten Veränderungen stattgefunden haben. — Hierin jedoch würden wir schwer irren. Die Zustände sind durchaus die alten geblieben. Was auch in anderen Sphären geschehen ist, nur selten ist ein beachtender Blick auf das Weib gefallen. Es zählte in den Augen der Regierungen bisher nur mit dem Manne und in Bezug zu demselben, in dem Verhältniß der Magd zum Herrn. Bei Festhaltung dieses Gesichtspunktes wird es erklärlich, daß man seine Geistesbildung so gänzlich vernachlässigte. Man hielt es theils mit, theils ohne Absicht von allen Bildungsmitteln fern, und erklärte, da sein Geistesflug in Dienstbarkeit er-

mattet und es in dumpfer Beschränktheit befangen war, es für weniger befähigt, mit einem Wort für eine niedrigere Menschenart, als den Mann. So unglaublich dies heut klingen mag, so hat es doch wirklich Leute gegeben, die so etwas auszusprechen wagten. Aus dieser Barbarei hat sich unsere Zeit allerdings herausgearbeitet. Das Weib genießt Unterricht — sogar hier und dort ziemlich guten — wenn man auch darüber noch etwas im Zweifel ist, ob man ihm gleiche Fähigkeit zu intellektueller Bildung und gleiche Berechtigung zu derselben zuerkennen solle, wie dem Mann. Was überhaupt Recht und Gesetz betrifft, so ist es dem Manne gegenüber in entschiedenem Nachtheil. Das Gesetz, statt es zu schützen und zu stützen, als den schwächern Theil, lastet mit doppelter Schwere auf ihm, weil — es physisch schwächer ist als der Mann, und nach seiner Organisation einer andern physischen Bestimmung folgt, als er! — Nie durfte das Weib die Stimme erheben für sein Recht: stumm, ohne Geltung, steht es vor seinen Gesetzgebern, vor seinen Richtern. Wohl möglich auch, daß es dürfte, wenn es zu sprechen gewagt hätte; allein lange Knechtschaft lähmt den Muth und die sittliche Kraft. Man denke nur allein an das furchtbare Gesetz hinsichtlich der Ehe. Das Weib gehört dem Manne mit Allem, was es besitzt. Der Mann mag über sein Gut verfügen, dasselbe nach Gefallen verschwenden und es in's Glend stürzen, das Weib findet keinen Schutz gegen solchen Raub. Es findet keinen Schutz weder gegen schmäbliche Beleidigung noch Mißhandlung. Nur das bloße Leben, das nackte Leben ist ihm gerettet durch das Gesetz; nur schwere körperliche Verletzungen, nur Wundenmale mögen es aus Tyrannenhänden befreien. Seine übrige sociale Stellung ist ebenfalls höchst prekär. Da, wo ihm der Weg zur bürgerlichen Selbstständigkeit offen steht, sind ihm doch die dazu erforderlichen Mittel fast unerschwinglich. Seine Thätigkeit, obwohl im Ganzen rastlos emsig, oft anstrengend und mühevoll, wird so gering angeschlagen und erkannt, daß deren Ertrag nur selten genügt, ihm eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Es ist erbarmenswürdig, welchen Entbehrungen, welchen Qualen des Glends das arme Weib oft bei dem redlichsten Fleiße aus-

gesetzt ist! Auch hierin steht es ungleich mit dem Manne. Der dürstigste Arbeiter, wenn er beschäftigt ist, wird besser belohnt, als das mit gleichem Zeitaufwande und gleicher Willensanstrengung thätige Weib.

Soll dieses schroffe Mißverhältniß fortbestehen, wie bisher? Ist es nicht an der Zeit, daß ein so schweres Unrecht endlich gut gemacht, und da man dieses nicht im Stande ist, daß es wenigstens beseitigt werde? Nicht das Weib — noch duldet es stumm — die Humanität fordert, daß dies geschehe, bald geschehe.

Die Pflege und Hebung seines sittlichen Standpunktes bleibt dem Weibe einzig und allein überlassen. Hier sind Mittel und Wege ihm nicht fremd; in seinem Willen allein liegt die Möglichkeit, alle herrlichen Eigenschaften, häuslichen Sinn, Anspruchslosigkeit und Hingebung in höchster Blüthe zu entfalten. Es darf nur sein Gemüthsleben in Reinheit, Tiefe und Wahrheit entfalten. Es prüfe sich dann und thue muthig den Fortschritt.

Hinsichtlich seiner höheren intellektuellen Bildung ist das Weib weniger frei; diese steht in Betreff der Anstalten, Mittel und der Art und Weise unter dem directen Einflusse des männlichen Geschlechts, und es kann ihm von derselben im Allgemeinen nur so viel zukommen, als dies ihm zu bewilligen beliebt. Was es im Augenblick davon erhält, ist dem individuellen Bedürfniß sowohl als dem Bedürfniß der socialen Zeitverhältnisse nicht entsprechend. Der weibliche Geist muß sich bis zur Klarheit der Selbstdurchdringung, er muß sich zum socialen Bewußtsein entwickeln. Ob dies in den Wünschen der Machthaber und der Ministerien für Unterricht liege, ist freilich sehr zweifelhaft. — Man hat von dieser Seite die sociale Bedeutung des Weibes wohl längst erkannt, man weiß, welchen Einfluß dasselbe auf die gesellschaftlichen Zustände üben wird, sobald es zu jenem geistig-sittlichen Höhepunkt gelangt, den wir eben als den ihm gebührenden bezeichnen. Das edle, hochherzige Weib, dessen klarer Blick nicht nur den häuslichen Kreis, sondern den großen Menschenbund mit seinem Leben und Streben umfaßt, vermag durch seine innigen Herzensbeziehungen Ungeheures zu wirken. Wenn

wir aber auch deshalb von oben herab für die höhere Geistesbildung des Weibes nicht viel zu hoffen haben, so dürfte deren Wichtigkeit doch auch von Seiten des Volkes bereits erkannt sein und auf zweckmäßige und energische Weise erstrebt werden. Auch von diesem Streben fällt ein Theil, vielleicht der größte, dem Weibe selbst zu. Das Weib muß sich aufrütteln aus dem verdumpfenden Geisteschlummer, es muß denken lernen, denken durch sich selbst, es muß den ganzen Umfang seiner Bestimmung erkennen und empfinden lernen; es muß fähig werden, ein jugendliches Geschlecht für hohe Ideen, für das große Streben der Volksebeglückung zu begeistern.

Die sociale Emancipation des Weibes wird als unbedingtes Ergebnis seiner geistigen Emancipation hervorgehen. Sobald es sich zur geistigen Mündigkeit erhoben und dafür Beweise gestellt hat, wird keine Macht ihm länger den Platz bestreiten, den es fähig und werth ist, in der Gesellschaft einzunehmen. Diese sociale Emancipation wird in der Rechtsgleichheit mit dem Manne, in einer würdigen, dem geistigen Bedürfnis entsprechenden Form der Ehe und in einem neu begründeten Verhältnisse bestehen, welches die Existenzmittel der Aermereu durch Aufhebung jenes harten Gegensatzes zwischen Lohn und Arbeit sichert. Alle anderweitigen Träumereien von Frauenemancipation sind in das Gebiet der Romantik oder besser der Verrücktheit zu verweisen. Nicht in männlicher Kleidung, noch in männlichen Sitten wird das vernünftige Weib seine Selbstständigkeit suchen und finden; nicht in dem Anspruch an gleiche Stellung mit dem Mann in Staatsämtern und staatsbürgerlichen Bürden: das Einzige, was es in dieser Hinsicht verlangen kann, ist die Zuziehung seines Urtheils bei Abfassung aller sein Geschlecht betreffenden Gesetze. Dies ist eine so gerechte und billige Forderung, die ihm gewährt werden muß und wird; denn keine auf Vernunftgesetze sich stützende Staatsgewalt kann fordern, daß ein vernünftiges, also sittlich freies Wesen sich in seinem Handeln nach etwas Anderem richte, als nach dem von ihm selbst als wahr und recht Erkannten und Gewählten.

Flotter Bursche und Philister.

Es liegt in der Luft unsers Jahrhunderts, daß die jungen Leute insgesammt in einem gewissen Alter den Verstand verlieren und sich wie Wahnsinnige gebärden.

A. Gutzkow.

I.

Cäsar Bombastus Neunauge war in seinen Studentenjahre nach dem Burschenausdruck einer der „fidestien Kerle,“ die es jemals gab. Schon als Primaner suchte er in der Renommisterei und in allem dem verrückten Unsinn, mit dem sich die Romantik des Studententhums bis in unsere Tage herein behängt, seines Gleichen. Als er nun erst die Universität bezogen, hielt es Niemand mehr um ihn aus; da gab's keinen Schabernack von Gewicht, keinen nächtlichen Unfug, an dem Neunauge, wenn nicht Anstifter, doch Theilnehmer gewesen, und gleichwohl konnte man ihn rechtlicher und vernünftiger Weise nicht zur Verantwortung ziehen, da er im ersten Semester fast keinen Tag nüchtern wurde und so die Richtigkeit des alten Heidelberger Commentars verbürgte, nach dessen Erklärung der Fuchs ein Thier ist ohne Sinn und Verstand.

Auf Neunauge zürnen, konnte man wohl in seiner Abwesenheit; wo er indes in Person erschien, berührte er wie mit einem Zauberstab seine heftigsten Gegner und wandelte sie in Freunde um. Er war in dieser Beziehung ein zweiter Julius Cäsar, der Alles ohne Unterschied besiegte, oder ein anderer Louis Philipp, der stets den Frieden vermittelte, doch, wohlgemerkt! beides in Taschensformat.

Die Natur mußte ihn in einem jener seltenen Augenblicke geformt haben, wo sie sich selber carikirt und dann in toller Ausgelassenheit darüber in ein lautes Gelächter ausbricht. In der That war Niemand im Stande, Neunauge anzublicken, ohne zu lachen; mußte er doch zuweilen über sich selbst lächeln, wenn er vor dem Spiegel stand (und das geschah alle Morgen und alle Abende) und sich den rothen Zwickelbart schwarz färbte, oder wenn er sich vergeblich bemühte, mit Bürste und Kamm die struppigen lichtgelben Haupthaare zu bändigen, welche wie frischgetauchte Schwefel-

saden auf seine Schultern niederfielen. Außerdem hatte Mutter Natur Sorge getragen, ihn vor Allen auszuzeichnen: sie hatte ihn nicht nur mit einem enorm dicken Kopfe, einem noch dickeren Bauch und sehr langen magern Armen, sondern auch mit verhältnißmäßig zu kurzen und zu dünnen Beinen und einer unangenehmen Erhöhung auf dem Rücken beschenkt. Sonst war er wie jeder andere Mensch beschaffen; nur sein Gesicht bildete statt eines Ovals ein unregelmäßiges Viereck, und die lange rothe Nase, welche „wie der Thurm auf dem Libanon, der gegen Damascus steht,“ zwischen den beiden Pausbacken hervorragte und der übermäßig große Mund, der nur sehr uneigentlich diesen Namen verdiente, mochten von der gewöhnlichen Formation ein Wenig abweichen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Neunauge unter den Liliputern für einen Riesen gegolten hätte; die langbeinige Race jenes deutschen Universitätsstädtchens hingegen machte ihm zu seinem nicht geringen Verdruß diesen Ruhm streitig, indem sie frank und frei behauptete: ihm fehlten ja noch volle zwanzig Käse zu dem gewöhnlichen „Maas“, und erst wer dieses habe, dürfe eine sehr bescheidene Größe beanspruchen.

Diesem ärgerlichen Uebelstande suchte Neunauge durch künstliche Mittel abzuhelfen: er zog ein Paar ungeheure, mit hohen Absätzen versehene Kanonenstiefeln an, an welche er pfundschwere eiserne Sporen schnallte, fuhr in seinen vor langen, langen Jahren ein Mal neu gewordenen Sammtrock, dessen Farbe schon an den meisten Stellen höchst zweifelhaft wurde, stülpte einen alten Dreimaster mit dem Fragment einer einst weißen Straußfeder auf's Haupt, nahm die Reitpeitsche, welche seine Leibeslänge gerade um anderthalb Ellen übertraf, in die Hand und stieg langsam die fünf engen, finstern Treppen, die von seiner Dachstube auf die Straße führten, hinab.

So lange er nüchtern war und den Bürgersteig nicht verließ, kam er in keine Gefährlichkeiten, und keiner der Einwohner beachtete ihn groß; nur Fremde etwa blieben stehen und schauten ihm verwundert nach: die Einen, weil ihnen dächte, Tied's gestiefelter Kater sei der Berliner Bühne entlaufen, die Andern, weil es den Anschein hatte, als schreite Hans Däumling in Peter Schlemihl's

Siebenmeilenstiefeln gravitatisch dahin. Allein wenn die Regenperiode eintrat und Neunauge mitten über den Marktplatz, der alsdann in ein großes Kothmeer verwandelt war, nach dem silbernen Wallfisch steuerte: da ereignete es sich oft, daß er zur allgemeinen Heiterkeit im tiefsten Koth stecken blieb und, wenn er durchaus weiter wollte, das eine Bein aus dem Stiefel zog und den nackten Fuß — Neunauge trug niemals Strümpfe — in den kalten, städtischen Dreck niedersehte, der ärger war, als der Blumauer'sche und Heine'sche zusammen.

Mochte ihn nun sein Glückstern auf den Beinen erhalten, oder ihm noch etwas Schlimmeres zustößen, Neunauge brüllte in jedem Falle, als säße er bei lebendigem Leibe in Phalaris glühendem Stier oder im Schwefelsuhl von Sodom und Gomorrha, und hörte nicht eher auf, bis der Hausknecht aus dem silbernen Wallfisch, der lange Christoph, an ihm zum Christophorus wurde.

In seiner Schalksnatur faßte der lange Christoph den kleinen Mann beim Hosengurt und schleppte ihn wie eine gefangene zappelnde Forelle auf's Trockene. Die Kanonenstiefeln, welche bei dieser Luftfahrt dem Canon der Schwere folgten, fielen zur Erde und wurden durch die jubelnde Straßensjugend, von der ein Theil den Vorspann machte, indeß der andere sich nach Art der Verbrecher mit ungegerbtem Fell auf dem gegerbten und verarbeiteten Felle fortzuschleifen ließ, an Ort und Stelle gebracht.

Freilich schüttelte Neunauge, sobald er festen Grund unter sich fühlte, gleich einem nassen Pudel die unsanfte Berührung ab und theilte wie ein Bitteraal Jedem, der ihn antastete, empfindliche Schläge mit; allein statt dadurch die muthwilligen Jungen einzuschüchtern und fortzutreiben, reizte er sie zu immer tolleren Streichen an, so daß er's zuletzt am gerathensten fand, im Innern des Wallfischs in einer Kuffe Bairisch seinen Aerger zu eräusen. Indessen nur höchst selten gelang ihm dies mit einer, und der Wirth, der Neunauge's schmalen Beutel schon kannte, schrieb, im Fall dieser mehr Durst als Geld hatte, nur mit einfacher Kreide an, weil er wohl wußte, daß der Studiosus und nicht sein schlechtes

Bairisch für diesen Abend der Lockvogel so vieler Gäste sei.

Durch solche Auftritte kam Neunauge in Mode und wurde der Liebling aller Lachlustigen im Städtchen, ja sogar mehr als eine junge Dame bog sich aus dem Fenster, um ihm nachzusehen, wenn er einer beglückeren Nachbarin Fensterpromenade machte. Endlich wurden auch die Landsmannschaften, die ihn früher gar nicht beachtet hatten, auf ihn aufmerksam; von jetzt an erschien er ihnen als ein guter Fang, und sie warfen gleichzeitig ihre Netze nach ihm aus. — Derjenigen, welche die rüdesten Gefellen in sich vereinte, hielt es nicht schwer, den Gründling zu ködern. Neunauge wurde mit allem ceremoniellen Pomp, den sie aufbieten konnte, Einer der Ihrigen, und gefiel sich in diesem Vereine, der dem bairischen Bier Tod und Verderben geschworen, und dessen anderweitige Thätigkeit in Schlägereien und galanten Abenteuern bestand, über die Maassen wohl. Er wurde von dem Gambrinus-Cult ganz begeistert, was auch sehr natürlich war, und bestrebte sich aus allen Kräften, ein würdiger Priester dieses Gottes zu werden. Die wahre Idee des deutschen Studententhums ging ihm jetzt wie ein leuchtender Stern auf und lenkte seine unsichern Schritte in Nacht und Nebel. Seine Verbindung hatte, wie er meinte, diese Idee am besten aufgefaßt und in's Leben eingeführt; darum war ihm der Ruhm

und die Blüthe derselben das Theuerste auf der Welt. In ihr allein fand er Deutschlands Ehre vertreten, durch sie allein dieselbe gerettet; denn das Studententhum bildete den einzig echten, weil naturwüchsigem Adel der Deutschen, der als solcher die treu überlieferten Formen des Ritterthums gegen die Anmaßung und Entnüchterung der Philisterwelt aufrecht zu erhalten hatte: so war seine Verbindung der Crème dieses Adels, der Mittelpunkt, von dem die Fäden der Weltgeschichte ausliefen und zu dem sie wieder zurückkehrten, das Allerheiligste in der heiligen Stadt, wohin noch alle Ungläubigen wallfahrten und daselbst die Kniee beugen sollten.

Von dem bengalischen Feuer seiner Phantasie umstrahlt, erschienen ihm alle Einrichtungen seiner Verbindung in einem wundervollen Lichte. Der Fechtboden, den er vor Allem liebte, das Duell überhaupt, war in seinen Augen eine Übungsschule für den Krieg, eine Pflanzstätte des Muthes, das beste Mittel gegen Verweichlichung und Feigheit der Völker; der Commerc eine Versammlung von Göttern unter dem Vorsitz der Freude, ein Ereigniß von welthistorischer Bedeutung.

So lautete sein Glaubensbekenntniß, so sein Evangelium, auf das er geschworen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Berlin. Viktoria! Wir haben eine Verfassung. Gestern wurde sie durch das offizielle Organ bekannt gemacht. Ihr Hauptinhalt ist folgender: Die Stände, welche sich in der Hauptstadt versammeln, wenn sie einberufen werden, haben das Recht, die Steuern bewilligen zu müssen. — Jedem Staatsbürger ist es gestattet, seine Meinung frei und unumwunden zu ausdrücken. — Die Presse ist vollkommen frei, nur findet bei solchen literarischen Produkten, in denen von Politik im Allgemeinen oder von der

vaterländischen im Besondern die Rede ist, die Censur statt. — Die Verwaltung bleibt für immer von der Gerechtigkeit getrennt. — Die Todesstrafe bleibt für immer abgeschafft, doch können Hochverräther und Majestätsverbrecher ausnahmsweise gehängt werden. — Die Minister sind verantwortlich, doch nur dem Fürsten gegenüber. — Durch diesen Schritt zur ständischen Entwicklung ist unser Staat in eine neue Phase getreten. Die sämmtliche Bürgerschaft ist illuminirt.

* * Wer jetzt nach Berlin kommt, darf es nicht versäumen, die Grabstätte der Opfer aus den Märztagen, deren Zahl bis jetzt (Monat October) noch immer gewachsen ist, im Friedrichshain draußen vor dem Stralauer- und dem Königs- thore aufzusuchen. Der Friedrichshain ist eine im Entstehen begriffene städtische Anlage; Rasen und Gebüsch sind hier einer hochgelegenen, fahlen, in Hügeln auf- und niedersteigenden Gegend durch sorgfältige Pflege abgendsichtigt. Man übersieht von da einen Theil der hochgethürmten königlichen Stadt. Eine Bronzestatuette Friedrich's des Großen, mit wenig Geschmack von einem reichgewordenen Schneider auf einer Granitsäule errichtet, führt uns den Laupathen der Promenade vor Augen. Nicht weit von da schwingen ein paar dürre Windmühlen ihre Flügel — die gewöhnliche Staffage der Berliner Landschaften. — Hier, in eng umschränktem Raume, ist der Todtenacker der Märzgefallenen; ein Student, ein Fabrikant, Handwerksmeister und Gesellen, die letzteren in vorherrschender Menge, ruhen hier, Jeder mit Kreuz und Inschrift, unter wohlgepflegtem Blumenbeete, von frischem Rasen umkränzt, welchen Spazierwege durchschneiden. Mancher mag hier auch namenlos ohne Erdhügel bestattet sein; die aber ihr gesondertes Grab haben, sind kein Gesindel, keine fremden Revolutions-Männer gewesen, wie noch heut zu Tage in und außer Berlin behauptet wird, sondern Söhne der Hauptstadt und der Provinz, die ihr redliches Gewerbe hatten. Die Gräber der beiden Mädchen, welche in der Märznacht fielen, fand ich nicht. Bekanntlich sind mehre der Opfer auf den gewöhnlichen Kirchhöfen bestattet, wie dies z. B. bei dem tapferen Regierungs-Assessor von Ledzky der Fall war. Das Grab des Schlosserjungen, dessen Kugeln so Viele niederschlugen und der zuletzt, auf die Barrikade springend, von mehren Schüssen zugleich durchbohrt, niedersank, findet sich an augenfälliger Stelle. Von achtzehn bis vierzig Jahren, alle in blühendem Alter durch gewaltsamen Tod hinweggerafft, liegen sie hier, ein ergreifender Anblick für Freund und Feind. — Die blutige Geschichte der Märznacht rollt vor uns auf, wenn wir diese Inschriften lesen. Der ward durch die Brust geschossen, Jener von drei Kugeln zugleich durchbohrt; ein Dritter stürzte unter einem Säbelhiebe mit gespaltem Haupte zusammen; einen Vierten hat ein Bayonetstos niedergestreckt. Darunter stehen meist die Worte: Er starb für die Freiheit; oder auch wohl ein frommer Bibelspruch — je nach der Stimmung und der Anschauungsweise der Angehörigen die das Denkmal setzten. Man sieht hohe Metallkreuze, die mit goldener Schrift prangen, und daneben das kleine dürstige Holzkreuz

der Armuth mit einem Blättchen Papier, auf dem, in rührender Naivität, die Todesgeschichte zu lesen steht. Hier sind es die Eltern, dort die Geschwister, die Braut, der Freund, der Meister oder die Innung, welche das Grab errichtet haben. Nie fehlt es an theilnehmenden Wanderern, welche dieses Todtenfeld aufsuchen und tiefe Eindrücke von hier mit fortnehmen. — K. A. Meyer. (Kölnische Ztg.)

Bernstadt. Wie der freie Mann zu sterben weiß, hat Robert Blum am 9. November auf der Brigittenau bei Wien bewiesen. Ob auch jetzt gerade für uns Preußen jeder Tag ein ernstes Blatt der Weltgeschichte ausfüllt, so wird in dem Drange großer Ereignisse doch sein Name, Thun und Tod unvergessen bleiben, und dies um so mehr, da auch sein Tod ein Ereigniß von wichtigen Folgerungen und Folgen sein wird. — Als 1825 der beredte, freisinnige, volksthümliche Deputirte, General Foy, arm starb, erklärte die französische Nation Foy's Waisen für Kinder Frankreichs. Durch freiwillige Beiträge bildete sich binnen 3 Monaten eine Aussteuer von mehr als 200,000 Rthl. für ihr Leben und ihre Zukunft. Das Volk vergaß seines Kämpfers nicht und ehrte sein Andenken durch die That des Dankes an seinen Kindern. — Als Hofer 1810 in Mantua nach standrechtlichem canaillösen Spruche erschossen worden war, ruhte gegen 20 Jahre seine Asche in fremder Erde; bis man in das Cabinet des Kaisers ein Billet übermittelte, des Inhalts: „Franz! Eine Schaufel Erde von Tyrol! Andreas Hofer,“ — worauf sein Staub dem Vaterlande, für das er gekämpft und geblutet, zurückgegeben wurde. Auch Seiner hatte das Volk nicht vergessen; denn das Volk schreibt die Weltgeschichte und die Namen seiner Kämpfer in das warme Herz. — Robert Blum hat durch sein Leben und zuletzt durch den Scheidegruß an Gattin und Kinder sich auch eine unauflöschliche Erinnerung geschrieben in viele hunderttausend deutsche Herzen. Er, der muthige, rastlose, geistvolle Kämpfer für Deutschlands Freiheit, ward durch den Schlächter Fürsten Windischgrätz von einem Vorkämpfer der deutschen Freiheit zu einem Märtyrer derselben erhoben. Das geschah auf deutschem Boden, es geschah wider das deutsche Recht, es geschah mit dem deutschen Volksvertreter! Denn, obwohl in Leipzig gewählt, war Er doch Dein Vertreter, Du ganzes deutsches Volk! — Seine Wittwe und seine Kinder sind in der Lage der Kinder des französischen Deputirten Foy. Was wirst Du thun, Deutschland? Willst Du die Waisen Deines Vertreters Robert Blum zu Deinen Kindern machen, oder willst Du sie —

Waisen lassen? — In der Sitzung am 13. Nov. des hiesigen Bürgervereins war der deutsche Kämpfer Robert Blum Gegenstand ehrender Anerkennung und wehmüthiger Erinnerung. Eine erste Sammlung für seine Familie, als Beitrag nicht zu einer Unterstützung, sondern zu einer Aussteuer Deutschlands an seine Kinder, wurde veranstaltet, und wird dem Stadtrath in Leipzig übersendet werden. Ihr Tausende deutscher Vereine, Städte und Dörfer! Ihr Millionen deutschführender Herzen! mehr, als der obigen Worte, bedarf es für Euch nicht!

Glas. O Gute alte Zeit, wo bist Du geblieben! Ein neues Klagegedicht Jeremia, vorgetragen von einem pensionirten Feld-Obristen, mit einem obligaten Leierkasten, gedreht von einem invaliden Stelzfuß. — Melodie: Es kann ja nicht immer so bleiben: 1. Mein Herz ist weich wie Schmeer! sonst war es hart wie Eisen; sonst sang ich Loblieder, jetzt sing ich Klagegedichte Sela! — 2. Die Angst ist nah, und es ist hier kein Helfer! — 3. Sonst war ich umgeben von treuen Knechten; jetzt umgeben mich brüllende Löwen. Ihren Rachen sperren sie auf, daß sie mich verschlingen. — 4. Und ich kann mich nicht wehren; denn meine Gebeine haben sich zertrennet, und mein Herz ist mir gefallen. — 5. Die Thoren sprechen in ihren Herzen: „Es ist kein Adel“, sie sind mir ein Greuel mit ihrem Wesen, da ist Keiner, der Gutes thue. Hole sie alle der Teufel! Sela! — 6. Wenn es keinen Adel giebt, wer soll denn Kammerherr sein, und Gesandter an fremden Höfen, und Kriegs-Obrist und Pensionen-Berthiger?! — 7. Und wer soll den Thron und das Land vertheidigen? — 8. Und wer soll, wenn es nöthig ist, die Städte verwüsten? ein Bürgerlicher wird sich dazu nicht hergeben. Sela! — 9. Und wer soll die Fuchtel wieder einführen, die uns so noth thut? — 10. O, daß sie nie abgeschafft worden wäre, die liebe, liebe Fuchtel!!! — 11. Und die Kamaschen und die Böpse und Gewehrgelder und die Stabskompagnien! — 12. Die Narren wollen auch keine Orden mehr, keine Stanis- oder andere Laus, keine weiße und grüne Bögge, keine Löwen und Bären und anderes Ge-thier. — 13. Sie wissen aber nicht, was sie thun, denn sie sind mit Blindheit geschlagen. Hol sie der Teufel! Sela! — 14. Womit soll ich und meines Gleichen denn ausgeputzt werden?! — 15. Titel habe ich, und hohe Pension habe ich auch, und meine Verdienste sind sehr groß. — 16. Denn ich habe gekämpft gegen Frankreich. — 17. Und als der Friede war, habe ich noch stärker gekämpft gegen den Erbfeind, genannt Freiheit. — 18. Ich habe gekämpft mit Fuchtel und Spießruthen

und Latten und dreierlei Arrest. — 19. Ich habe die Kerls putzen lassen, daß ihnen die Finger bluteten und die Gewehrläufe durchsichtig wurden, wie Glas. Halleluja! — 20. Und für solche Verdienste gönnen Sie mir nicht meine wenigen Tausende und meinen Ordensstern mit der Schnalle!? Halleluja. — 21. Aber die Menschheit hat kein Einsehen. Hol sie der Teufel. Sela! — 22. Wahrlich, ich möchte alle meine Gebeine zählen, sie aber schauen und sehen ihre Lust an mir. Hol sie der Teufel! Sela. — 23. Sie wollen mich beschneiden, als wäre ich ein Jude oder Türke! — 24. Ich soll abgeben, daß die invaliden Leiermänner mehr bekommen! — 25. Kriegen die Kerls nicht genug, zwölf Thaler das Jahr, und dürfen vor meiner Thür leiern, hol sie alle der Teufel! Sela. — 26. Und verzehre ich denn mein Geld in Müßiggang? schreibe ich nicht schöne Dinge in die Zeitungen an die Veteranen „mit Gott, für König und Vaterland!“ — 27. Und denunzire ich nicht jeden Wind, der meiner edlen Nase nicht zusagt? — 28. Und opfere ich nicht auch auf dem Altar des Vaterlandes? Halleluja! — 29. Denn wer fliehet nicht einen Denunzianten wie die Pestilenz? — 30. Und meine Freunde verleugnen mich und alle verhöhnen mich. — 31. Selbst auf eine Kagenmusik warte ich vergeblich vom Morgen bis zum Abend. Nicht einmal so viel bin ich ihnen werth, Sela! — 32. Warum ist es nicht beim Alten geblieben? — 33. Wenn ich mir dies Alles denke, wird mir sehr schlimm und ich sehne mich nach einer russischen Herzstärkung oder nach einer Tasse Camrillen-Thee. — 34. Darum hat meines Herzens Freude ein Ende, und mein Krigen ist in Wehklagen verkehrt. — 35. Darum ist auch mein Herz betrübt und meine Augen sind finster geworden, daß ich nicht ein Mal die Weltgeschichte von Neapel und Wien zu meinen Troste lesen kann. Sela! (Volkshl.)

Halle. Es hat sich hier durch Johannes Wislicenus ein demokratischer Knabenverein — Jungen von 12—14 Jahren — gebildet, und am Sonntag, dem 5. Nov., Nachmittag seine erste Sitzung, die, wie es gar nicht anders sein konnte, bald in wildes Toben und Schreien überging, gehalten. Von Seiten der hiesigen Realschule wird aus pädagogischen Gründen, eine Untersuchung gegen die an der Versammlung theilnehmenden Realschüler vorgenommen werden.

Homburg v. d. Höhe. Ein an die Reichsversammlung vertheiltes Schriftchen, welches die Spielhölle in Homburg wenigstens noch auf einige Zeit erhalten soll, enthält merkwürdige Angaben über die Gewinne, welche die Spiel-

pächter beziehen, zufolge des Aufwandes nemlich, welchen sie für Erlangung der Pacht bestreiten. Der Landgraf von Homburg hat im Jahre 1841 die Bank in Homburg bis zum 1. April 1871 verpachtet, und von dieser geräumigen Zeit wünschen die Spielpächter doch wenigstens einige Jahre zu retten, versteht sich, nicht wegen ihres Vorteils, sondern wegen des Nutzens, welchen die Stadt daraus zieht. Und dieser ist allerdings nicht ganz gering. Manche Familien sind nur der Bank wegen nach dem ganz unbedeutenden Bade gezogen, und für etwa eine Million neue Gebäude sind aufgeführt. An die Landgrafschaft zahlt der Pächter jährlich 26,900 Fl., an die Stadt Homburg für Gemeindesteuern 1000 Fl., an die beim Spiel Angestellten 76,000 Fl., an das Orchester 18,000 Fl., für Unterhaltung der Anlagen, Heizung und zur Erbauung eines Badehauses, Theaters u. die ersten vier Jahre jährlich 40,000 Fl., später jährlich 10,000 Fl., insgesammt 161,900 Fl. Eine ungeheure Summe! Nun wollen die Spielpächter doch auch verdienen, und bei der großen Gefahr, welche sie immer tragen, tüchtig verdienen; wie viel muß also an der Bank umgesetzt und wie ungemein nachtheilig muß das Verhältniß der Spieler zum Bankhalter gestellt sein. Uebrigens bringen die Vertheidiger das Bekannte vor: nach Aufhebung der öffentlichen Banken werde immer geheim gespielt werden, der Staat dulde andere unästhetische Anstalten u. Zu beachten ist nur noch die Anführung, daß unter den Spielern nur etwa $\frac{1}{6}$ Deutsche seien, und deren Verluste, weil sie weniger reich und weniger leidenschaftlich als die Fremden, nur $\frac{1}{12}$ aller Verluste betragen. Auch noch ein anderer Grund wird geltend gemacht: Verträge müßten eingehalten werden. (Dstr. 3.)

Kaurim. Schon früher hatten die Dorfbewohner in unserer Gegend, sowie fast in allen Kreisen Böhmens, die Waffen, zu welchen sie jetzt berechtigt sind, dazu benützt, um das Wild in den grundherrlichen Waldungen auszuschließen, so zwar, daß man dieses bald zu den Seltenheiten wird rechnen können. Jetzt schon gingen sie weiter. Auf dem Dominium Becwar sollte heuer der Teich des Grundherrn gefischt werden, allein die Bewohner der Umgegend, 800 an der Zahl, kamen mitunter bewaffnet, zogen den Teichzapfen aus, und nahmen nicht bloß die Fische, die sie vorfanden, sondern drohten sogar, sich noch an andern Orten des Eigenthums zu vergreifen. Solchen Uebeln kann für die Zukunft nicht anders gesteuert werden, als wenn man sich bemüht, das Volk über den wahren Begriff der Freiheit, über seine neuen Pflichten zu belehren. Viel könnte hierin unsere Geistlichkeit thun, welche noch immer einen

großen moralischen Einfluß auf die Menge ausübt, wenn sie statt der Predigten, die sich oft nur auf die heilige Schrift und die Evangelien beziehen, ihre Kirchfinder über die Forderungen der Neuzeit zweckmäßig belehren möchte.

Kremser. Die Lokalitäten für die Reichstagsitzungen, die Abtheilungen und Ausschüsse, die Appartements der Minister werden im erzbischöflichen Palaste eingerichtet. Der daran stoßende große Lehrsaal wird zum Reichstagsaale eingerichtet. Die Sitze werden nach denselben Abtheilungen wie im Wiener Reichstagsaale geordnet und amphitheatralisch über einander gebaut. Die Gallerie wird auf der dem Präsidentenstuhle gegenüberliegenden Seite des Saales errichtet und geeignet sein, gegen 300 Personen zu fassen. Auch die Journalistenbänke werden dort aufgestellt werden.

Mantua. Eine Kunstreitergesellschaft gab kürzlich Vorstellungen: „Zum ersten Male, mit neuen Kostümen, Flucht Radetzky's aus Mailand.“ Radetzky erscheint, angethan mit einer alten österreichischen Generals-Uniform, und einer weißen Perrücke. Auf einem dicken Schimmel reitet er langsam durch die Bahn. Rings einstimmiges patriotisches Pfeifen; hier und da setzt sich eine Drangenschaale nach dem Helden in Bewegung, man halt die Häufte und die italienische Jugend ruft ihm Schimpfworte zu. Radetzky reitet ruhig und unbekümmert umher. Plötzlich erscheinen am Rande des Circus vier Amazonen. Radetzky erschrickt, stellt sich auf's Pferd und reitet stehend vor den Amazonen her; die Italiener, welche den Radetzky endlich ein Mal fliehen sehen, erheben ein Jubelgeschrei. Immer toller wird die Jagd. Radetzky tanzt einen Tyroler Pas, dann werden Barrieren gemacht und Radetzky überspringt sie alle, beständig fliehend vor den Amazonen. Es tritt eine Pause ein; die Musik bricht ab, Radetzky läßt seine Stiefel mit neuer Kreide schmieren, denn er muß weiter fliehen. Es kommt der Schlusseffekt des Ganzen. Da erscheint der unvermeidliche, mit Papier bespannte Reif, auf welchem das österreichische Wappen gemalt ist. Der unglückliche Feldmarschall muß, gejagt von den Amazonen, sein Landeswappen zertrümmern und durch den Reif springen. Jetzt aber ist seine Kraft am Ende. Er gleitet erschöpft aber malerisch hin vom Pferde. Die Amazonen bilden um ihn eine Schlußgruppe, bengalisches Feuer, unermessliches Bravo.

München. Am 5. November starb Joseph von Hormayr. Er war geboren zu Innsbruck den 20. Jan. 1782. Seine literarischen Arbeiten

nahmen bereits in der Knabenzeit (1794) ihren Anfang und waren vorzugsweise der Geschichtsforschung gewidmet; wie seine Taschenbücher, Geschichte der Babenberger, Anemonen etc. beweisen. Die Anzahl der von ihm geschriebenen Werke beläuft sich auf 135 Bände. Er häufte sein ganzes reiches Leben hindurch Wissen auf Wissen und Forschung auf Forschung, und übersah dies ganze ungeheure Material einer 54jährigen Schriftstellerlaufbahn kraft seines unendlichen Gedächtnisses mit seltener Klarheit.

Olmütz. In Hölzel's Buchhandlung ist das Portrait des Fürsten Windischgrätz für 2 fl. C. M. zu haben. Jeder Käufer muß seinen Namen in ein in der Buchhandlung befindliches Buch eintragen. Auch in Prag befand sich ein solches. —

Pleyeran. In Pleyeran, in der Bretagne, herrschte ein sonderbarer Gebrauch bei Trauungen. Gleich nach der heiligen Ceremonie gab der Bräutigam der Braut eine Ohrfeige mit den Worten: „So schmeckt's wenn ich böse bin!“ und dann einen Kuß mit den Worten: „So schmeckt's, wenn ich gut bin!“ — Eine Namsell Barbe, eine Deutsche, die von diesem Gebrauche nichts wußte, und eben aus der Kirche tretend, von ihrem Bräutigam also begrüßt wurde, gab ihm einen derben Schlag auf die Nase, daß das Blut herabquoll, ausrufend: „So schmeckt's, wenn ich gut bin!“ — und indem sie ihm die Hälfte seiner Haare ausriß: „So schmeckt's, wenn ich böse bin!“ — Seitdem soll man sich nicht mehr so streng an den Gebrauch gehalten haben.

Rosenberg. Der Telegraph enthält nachstehendes Inserat: Zur Beachtung. Ein braves, rechliches Ehepaar wünscht bei den schlechten Zeiten den überflüssigen Raum in seiner Wohnung zu verwerthen. Es referirt zu diesem Zwecke die letztere gegen ein billiges Honorar Heirathslustigen, sowie hoffnungslos Liebenden zu Besprechungen. Aufträge werden unter der Adresse: S. I. Nigelt, poste rest. erbeten.

Wien. Wer jetzt in die Straßen der Residenzstadt einträte, um das berühmte, gepriesene und gemüthliche Wien wiederzufinden, wie würde der sich enttäuscht sehen. Ich will von den Zeiten schweigen, wo Carosse an Carosse mit dampfenden Braunen, die breiten Straßen durchflog, wo die zierliche Grisette, der lognettirende Elegant

und der behänderte Beamte im nimmerendenden Gewühle sich kreuzten. Die Zeiten sind längst vorüber, aber wo ist das Wien, wo fröhliche Musik der Nationalgarden die Straßen jeden Augenblick durchzog, wo jeder Tag eine Kette von Ereignissen brachte, bald ein neues Zeitungsblatt, ein Reichstagsbeschluß, eine Parade, eine Garderevue, bald ein Preßgericht, ein Zeitungsartikel, eine Katzenmusik; wo ist das Wien mit seinen schwarz-roth-goldenen Fahnen, seinen Fackelzügen, seinen Volksversammlungen, seinen Stürmen und Fahnenweihen. — Die Raketen aus dem Wiener-Neustädter Artilleriedepot haben seinen Leichenzug beleuchtet und die Kartätschen und Granaten des Feldmarschalls seinen Grabgesang componirt.

* * * Windischgrätz hat von Cavaignac ein Schreiben erhalten, worin der Präsident ihm Glück wünscht, und seinen Dank ausspricht, daß dieser Großprofoß der Ketter der gesetzlichen Ordnung für ganz Europa gewesen sei. Er möge nur auch ferner das Blut der Canaille Volk nicht schonen.

* * * In einer Novelle von Castelli fragt Einer den Andern: „Wo sind Sie geboren?“ Dieser antwortet: „Zu Köln am Rhein.“ Dies war vom Censor durchstrichen und dafür hingesetzt: „Zu Nürnberg.“ Es hatte sich dazumal nemlich eben die unliebsame Geschichte mit dem Erzbischof von Köln ereignet, und da litt man es in Oesterreich nicht, daß Jemand zu Köln geboren sei.

* * * In einer Vorstadt Wiens lebte vor ziemlich langer Zeit ein wackeres Ehepaar, aber blutarm. Der Mann war österreichischer Polizeisoldat, die Frau Wäscherin. Unter Andern waren zwei hübsche und muntere Töchter die Früchte dieser Ehe. Während der Mann im Dienste stand, nahm die Frau Morgens sehr oft ihre Waschkufe, setzte die Kinder hinein und schleppte sie auf dem Rücken über die Nageldorffer Linie zur Stadt, wo sie in die Schule gingen. — Die Jüngere dieser Kleinen, mit einem ungewöhnlichen Liebreiz von der Natur ausgestattet, verrieth bald ein sonderbares Talent für den Tanz. Sie kam, nachdem ihr einige Zeit Privatunterricht ertheilt worden, zum Kinderballet des Theaters an der Wien, machte hier erstaunliche Fortschritte, später eine glänzende Carrière als Springerin in zwei Welttheilen, unter dem Namen — Fanny Glöckler.

J. Laßler.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.